

Ich schreibe mir, Frau
 und bei meinem jüngsten Robert zu
 fügen zu lassen, bis soll uns
 das patriotische Kriegsbeitragen
 sein und fänntes füglich auf
 den Plakatbogen: "Der
 Krieg als Erzieher."

Indem ich u. frei
 und mich dass friedvollen
 Einwirkung anstelle, erbleibe
 ich mit Gewissheit, gründlich
 hervorzuheben, "so vorzuführen"
 soll ergebnis

Edly

17/10 ;
 14



Fenilleton.

Ein Zusammenstoß mit Zeppelin.

Von Karl Erdm. Edler.

Mein erotisches Finkenpärchen genoss auf dem Balkon seine Sommerfrische, aber keine Sommerruhe. Eine Spazensippe kam trotz allen Abwehrmaßnahmen immer wieder zu dem Kästgen, las in dessen Umkreis alles Erbbare zusammen und suchte schließlich in ihn einzubrechen. Das Endergebnis war, daß sich das Finkenmännchen durch die Drähte zwangte und davonslog. Ich ließ die Nachbarschaft abhuchen. Da kam zur Dämmerungszeit ein Troß kleiner Vuben herein. Die Türe blieb offen. Die Jungen standen bis in den Gang hinaus. Alle redeten gleichzeitig auf mich ein, während der Vorderste mir den entflohenen Tigerfinken einhändigte. Er bekam einen FINDERLOHN, um den sich auf der Gasse eine Schlacht entspann. Am folgenden Tage kam wieder ein kleiner Junge mit einem Troß von Altersgenossen, die alle gleichzeitig auf mich einredeten. Auch er hatte einen Vogel gefunden. Nach seiner Meinung mußte das mein Vogel sein. Ich lehnte dankend ab; aber der guten Absicht halber bekam auch er einen FINDERLOHN, um den sich alsbald ein Schlachtgetümmel entspann. Seither war es vorbei mit meiner ländlichen Ruhe. Immer wieder wurden nur Vögel gebracht. Entrüstet erbat ich mir weitere Angebote und schob das unerborene Völkchen der Nestdiebe ohne FINDERLOHN bei der Hintertüre hinaus. Kaum hatte ich mich aber in der Weinlaube des Vorgärtchens niedergelassen, von der Julihitze erschläft und einer kleinen Siesta entgegenkommend, als der periodische Kinderkreuzzug schon wieder von der Vordertüre heranrückte. Auffallend erschien es, daß dies völlig lautlos geschah. Auch die Gesichter zeigten statt der üblichen Verschämtheit einen ratlosen Ausdruck. Dem feststehenden Zeremoniell gemäß hätte jetzt der Anführer der industriellen Kotte die rechte Hand halb aufstun sollen, um den Vogel vorzuzeigen, und die linke ganz aufgetan herstrecken müssen, um den FINDERLOHN einzuheimsen. Nichts dergleichen geschah. Er zerrte den Vogel hinter sich an einem Spagat her. Dabei sagte er nichts und sah mich fragend an. Der Troß sagte auch nichts und sah mich ebenfalls fragend an. Ich sagte gleichfalls nichts und sah den Vogel fragend an. Dann gab ich den Jungen einen glänzenden FINDERLOHN; trotzdem verloren sie sich stumm, verdußt, ohne Schlachtgewühl. Es ließ sich nachgerade unheimlich an. Den Spagat straffer fassend, zog ich den FINDERLING zu mir. Mein war der Vogel nicht. Ja, ich hatte seinegleichen nie vorher leidhaftig gesehen, sondern bloß in Abbildungen: ein rosiger Kinderleib mit zwei schillernden Flügeln, zwischen ihnen ein goldener pfeilstrogender Köcher, in der Hand ein goldener Bogen. Gezen alle Ueberlieferung war der Spagat um seinen Hals. Ein so zufälliges Attribut konnte indes die Klassifizierung nicht umstoßen — der Vogel hieß Groß. Ich löste seinen Hals aus der Spagatschlinge, wobei er sicherte. „Sei so gut,“ sagte ich verstimmt, „und tu nicht so, als ob du wirklich fähig wärest wie ein leidhafter Gott. Dergleichen ist seit zwei Jahrtausenden abgeschafft und eure ganze Sippe nur mehr eine Allegorie!“

„Weil euer überhitztes ausgedörrtes Hirn auf eine himmlische Realität überhaupt nicht mehr eingerichtet ist,“ erwiderte er lachend. „Als kurzfristige Allegorienjäger seht ihr natürlich nicht, daß wir uns inzwischen den Zeitverhältnissen angepaßt haben. Und es geht uns dabei nicht schlechter. Eher besser, zumal mir und Mama Aphrodite! Der Anbeter sind nicht weniger geworden. Eher mehr! Auch sind diese nicht lauer. Eher fanatischer! Unsersgleichen macht eben die Mode mit...“

„Und,“ setzte ich fort, „behält dabei die Flügel an den Schultern, den Köcher am Rücken und vagiert splitternacht durch die Welt — eine ziemlich antiquierte Mode! Dasselbe Kostüm soll jener Groß getragen haben, den Praxiteles seiner geliebten Phryne schenkte und diese dann nach Thespiä weihte, nur erscheint es bei dir — pardon! — auffallend zerzaust!“

„Das kommt davon, wenn man sich über euch entartetes Menschengezücht Illusionen macht. Wird da auf einmal allerorten von einer neuartigen Menschenorte gemunkelt, die fliegt — wie ich. Also zweifellos aus denselben Motiven — wie ich. Demnach konnte es sich bei solchen neuerstandenen Grotten bloß darum handeln: ob er zu ihr oder sie zu ihm fliegt — ob beide miteinander dahin- oder ob sie einem Dritten davonstiegen — ob er hinterrücks von ihr zu einer anderen oder sie insgeheim vor ihm zu einem anderen flattert — ob er nichts ahnend und sie vollbewußt zusammen mit einem Dritten umherfliegen. Bald danach drang nach allen Himmelsrichtungen die Kunde von Wettflügen, Siegespreisen, eigenen Stadien, zu denen alle Welt zusammenströmte. Das rührte in mir längst verklungene Saiten zu stolzem Getöse: Die verrottete Menschheit raffte sich also auf, meinen uralten Kultus aufzuwärmen — die Grotten, zu denen ganz Hellas

nach Thespiä wallfahrte! Selbstverständlich den Zeitverhältnissen angepaßt: Eine Wallfahrt durch die Luft! Die Jünglinge würden sich nicht mehr in musischen und gymnischen Spielen messen, sondern à qui mieux mieux, wer hurtiger zu meinem Altar fliegt: Ich war ganz stolz. Die Jungfrauen wandeln nicht mehr, sondern fliegen unabiehrbar in zwei Theorien die Himmelsbläue entlang, Großhymnen singend, eine neue Sphärenharmonie. Die einen sirenen weiße, die anderen rote Noten. Die einen sind entzückend, wie aufspringende weiße Rosenknospen, die anderen hinreißend wie süppig aufgesprungene Rosenblüten. Schon sehe ich nichts als Noten — ich war ganz stolz. Selbst der Abendhimmel glüht rosig auf und rötet weithin meinen heiligen Tempelbezirk. So böllig in die Gaukelei des schönen Erinnerungstraumes versponnen, lege ich mein „antiquiertes“ Kostüm an und fliege und fliege... bis ich es fand. Da war der weite Tempelbezirk. Da war die unübersehbare Menge, die sich bereits zu meinem Fest geschart hatte, Hunderttausende — ich war ganz stolz. Und da kam es auch herangeflogen, ein Ungetüm, das ohne Zweifel den Massentransport der Grosanbeter bewältigen mußte. Aus dem ungeheueren Menschenklumpen halte es ihm mit Donnergetöse entgegen: „Zeppelin! Zeppelin!“ Das bedeutete in der Barbarensprache selbstverständlich: „Großflieger!“ — ich war ganz stolz. Im Nu floz ich zu ihm, kauerte mich auf seine Spitze und lautete. Unbegreiflich! Die Großflieger sangen keine Großhymnen, sie ergingen sich nicht in Preisreden über Groß. Sie redeten von Ares, dem Kriegsgott, und wie dieser von solcher Flughöhe die Anzahl der Regionen, das Innere befestigter Lager, die Stärke der Flotten werde erspähen können. Gelangweilt schnellte ich auf und slog voraus. Wahrscheinlich tat ich das zu auffallend, der Großflieger mußte mich bemerkt haben und begann seine Spitze zu senken. Er neigte sich vor meiner Gottheit, feierlich, ehrfurchtsvoll, tief, tiefer, noch tiefer — ich war ganz stolz. Da höre ich es aus dem Menschengetümmel emporbrausen wie Donnergebrüll mit Erdbewentönen: „Zeppelin! Zeppelin!“ — Da sehe ich hunderttausend Arme sich dankend himmelwärts recken und dankend winken und dankend mit Tüchern wehen. Ihm also, dem zusammengeknäulten Volke, hatte sich der Großflieger geneigt? Vor Empörung erstarrt in der Luft hängend, merkte ich nicht, wie sich die Spitze zum zweitenmal neigte, wobei sie mir just in meine Flügel hineinspolterte... Die Stimme verlor sich im Geräusch, und man sah es ihm an, daß den neugeborenen Groß mitunter auch eines der vorüberstreichenden blutdürstigen Wildtiere anfängt hatte, als er von Zeus in die Wälder verbannt worden war. Bei der Flatterhaftigkeit seiner Laune schlug indes die springstiftige Wit jählinas in ein kindliches Maunzen um. Er ließ sich auf dem erdnahen Ast eines Baumes nieder, zog bald den rechten, bald den linken Flügel vor, strich, pustete, glättete jedes Federchen, lüftete fächelnd den zarten Flaum der Innenseite, dehnte dann beide Fittige flugweit aus und ließ sie zusammenschnappen wie ein frischfederndes Taschenmesser. „Da! Schau dir meine Flügel an!“ jammerte er dazwischen. „Verrupst, struppig, die allerschönsten Schwunnsfedern geknickt, und mit ihnen die allerschönsten Illusionen über eine Renaissance der thespischen Grotten! Und auch das noch; während ich mich möglicst weit von jenem „Zeppelin“ entferne, und weil mir bei der überstürzten Flucht einen Augenblick die strupperten Flügel verlagern, sind die Vuben dieses Barbarenlandes solche Idioten, mich wie eine Gans abzufangen und wie ein Ferkel an einem Strick hieherzuzerren! Hieher! Das sind wohl eure vaterländischen Noten?“ Dabei wies er auf eine Gelsdüstel, die zwischen den Zaunlatten hereinknickte.

„Nicht schimpfen!“ sagte ich verweisend. „Und nicht grob werden! Sondern froh sein, daß du so alimpflich davongekommen bist! Die „Zeppelin“-Spitze hätte sich um einen Zoll tiefer verneigen sollen, und es wäre vorbei mit dir — ein rosiger Brei, purée à la rose.“

„Vorbei?“ Er packte meinen Zwicker vom Laubentisch, kniffte sich ihn würdevoll auf das hochmütig gerümpfte Näschen, die Augen rundeten sich immer größer und rückten vor wie gestielte Krebsaugen. So starrte er mich an. „Un glaublich!“ murmelte er. „Ein Bananentum, das in der Jugend an Spagat und erwachsen an purée denkt, wenn es mit Groß zusammenkommt! Laß dich zunächst belehren, daß die Todesart des Groß nicht „purée“ ist, sondern Erdrosseln. Wie diese Manipulation vor sich geht, mag dir folgendes Epitaph*) beibringen:

Wenn unter deinem Busentuch aus Spitzen
Ein Herzchen, holde Schöne, hämmern bedt,
So blide nieder, sieh, hier ruhet Groß —
Nur noch ein Leichnam — er hat ausgelebt:
Der Todeschlummer hat ihn überwältigt,
Und innehaltend blieb sein Atem sieh'n.
Wohlan, so laß den anmutichönen Toien
Zur letzten Ruhe uns bestatten geh'n!

*) Conte Constantino Nigra: „Epitafio d'un Amore“.

Wir betten erst in eine Wiege schimmernd
Von auferletem Marmor sanft ihn ein,
Die Blumenblätter schneeweißer Rosen
Sie sollen Lager ihm und Decke sein.
Den Schluchstein über seinem Angesichte
Wir lassen lachte niedergleiten fest,
Und endlich wird dem armen Abgeschied'nen
Noch diese Inschrift auf sein Grab gesetzt:

„Schön bin ich einst gewesen, stolz, unbändig,
In Treue auch und an Vertrauen reich.
Ich lebte zwischen Qualen und Verzückung
Bald wild berauscht dahin, bald schmachtend weich.
Dann aber kam es, daß die Ungetreue,
Die mich so angebetet, liebesatt
Zulezt mit ihren zarten Rosenfingern!
Mich herzlos eines Tags erdroffelt hat.“

Er leierte die Verse eintönig, überlaut, ohne Interpunktion
herunter wie kleine Schulfungen eine gut eingelernte Lektion. Dagegen
mahnte das maßlose Strecken der Endsilben an den einformigen
Singsang des Goldammers mit dem jammervoll gedehnten Schluß-
schwürfel. „Erdroffelt!“ wiederholte er und betrachtete seine kleine
große Zehe, die er spielend im Kreis wirbelte. „Der Urtrieb drückt
sich saftiger aus: „strangold!“ Versiehst du? Stranguliert...“
„Mich wundert nur, daß ein Erdroffelter mir hier gemütlich
sein Epitaph vordekklamiert,“ warf ich ein.

Sein Gesicht überzuckte eine jener tückischen Grimassen, deren
halben er schon als Säugling von dem nichts Gutes ahnenden Zeus
verbannt worden war. „Daß ich, alltäglich unzähligemal erdroffelt,
unzähligemal wieder auflebe, ist natürlich einem Zeitgenossen der
„Zeppelinerei“ undenkbar. So oft eine Ungetreue mit zarten Rosen-
fingern mich „strangold“, beginnt unter irgendeinem Busentuch aus
Spitzen das Herzchen einer holden Schönen hämmern zu beben,
weil ich in ihm meine Auferstehung feiere. Phanes, der Zuerst-
erschienene, heiße ich und besitze den Schlüssel, der die Welt er-
schlossen hat — der Zulezterscheinende kann gleichfalls bloß ich sein,
der den Schlüssel umdreht und die Welt wieder verschließt. Anfang
wie Ende — Groß!“ Die Stimme war im Eifer seines Größen-
wahn übergeknappst. Sie klang jetzt in der Tat stranguliert —
wie das Krächzen einer jungen Nebelkrähe, die gewürgt wird.

Hiedurch doch ein wenig beängstigt, fuhr ich hilfsbereit auf —
und rief mir die schlaftrunkenen Augen. Das Vorgärtchen entlang
bis zur Baube stand ein Troß kleiner Jungen und redete auf mich
ein, eintönig, überlaut, ohne Interpunktion, wie Schulfungen, die

eine gut eingelernte Lektion hersagen. Sie brachten mir abermals
einen Vogel, der mir ausgekommen sein mußte. Es war eine junge
Nebelkrähe mit sehr struppiertem Gefieder. Sie wurde an einem
Spagat herbeigezerrt, der ihren Hals dermaßen einschnürte, daß sie
davon fast stranguliert wurde. Zwischen das monotone Geplapper
der Buben tönte von der Eselsdistel am Zaune herüber der ein-
förmige Singsang eines Goldammers mit dem jammervoll gedehnten
Schlußschwüfel und zu meinen Füßen das halberstidte Krächzen
der armen gewürgten Nebelkrähe: strangolooo . . . strangolooo . . .

KARLSBADER WASSERZWIEBACK

28049

MARKE **„SPRUDEL“**
Hergestellt mit Verwendung des Karlsbader Sprudelwassers

Bester **Brotersatz**
bei allen Magen-Darm- sowie Zucker- u. Gallensteinleiden.

ÜBERALL ERHÄLTlich **ÜBERALL ERHÄLTlich.**

ROMAN UHL NACHFOLG. JOSEF M. BREUNIG KARLSBAD WIEN
K. U. K. HOFBÄCKER

Türkenlose

Ziehung 1. Dezember. Haupttreffer 600.000 Frs.

Jährlich 6 Ziehungen. Per Kasse nach Tageskurs oder 1 Stück gegen
36 Monatsraten à K 7.—, 3 Stück gegen 37 Monatsraten à K 20.—,
Spielrecht nach Erlag der ersten Rate.

Auf das bei uns gegen Monatsraten gekaufte Serbische 10 Frs.-Los, S 4922
Nr. 64, wurde der Haupttreffer von Frs. 150.000 in Gold gewonnen.

Bank- und Wechslergeschäft „Fortuna“
ALOIS MAUTNER & Co.
Wien, I., Wipplingerstrasse 31.
Gegründet 1859. 31236. Telephon 16537.

Original

Thermos

Flaschen, Kannen, Krüge, Picnics
halten kalt und heiß — ohne Feuer, ohne Eis!

Neue Type: „Simplex“ à K 8.—

mit neuem, fast unzerbrechlichem Mantel aus leichtem Kunststein.
„Thermos“ sind reparierbar. — Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt!

Erhältlich in allen besseren Geschäften für Reise-, Jagd-, Sport-, Auto-
mobil- und Touristenausrüstungen, Galanteriewarengeschäften etc. Wo
nicht, gibt Bezugsquellen auf:

Generalvertretung für
Oesterreich-Ungarn: **G. R. Paalen & Cie.**
jetzt: Wien, VI., Dreihufeisengasse 3
(nächst Getreidemarkt).
Telephon Nr. 2370. Telephon Nr. 2370.

Thermos
Flaschen
halten ohne Vorbereitung
ohne Chemikalien
heisse Getränke
24 Stunden heiss.
Kalte Getränke
auch an heißen Sommertagen
ohne Eis
tagelang eiskalt
Patentiert in allen Kulturstaaten

Feuilleton-Beilage.

Auch eine militante Frauenrechtlerin.

Erzählung von Karl Erdm. Eder.

In der Gebirgshütte eingeregnet, lange ich mir das Wochenblattchen herüber. Es verzeichnet „die Schandthaten“ der englischen Frauenrechtlerinnen und lobpreist die gute alte Zeit, „wo es derlei Weibsbilder nicht gegeben hat.“ Vielleicht doch! dachte ich. Ich habe eine gekannt, sie hat Camilla geheißt. Es ist schon lange her, das war in einem abseits der Heerwege eingeschlafenen Provinzstädtchen, in das sich ein Gymnasium verirrt hatte. Was die „Studenten“ eines solchen weltfremden Erdwinkel an Autoritätsdusel, Phantasieschwelgerei, Ueberschwang, krauser Welt- und Selbstwertung leisteten, davon läßt sich der erfahrungsdurchtränkte Großstadtgymnast nicht einmal träumen. Wie wichtig sich so ein „Lateiner“ gegenüber den 7000 „Banaußen“ des Städtchens fühlte, aber wieder wie nichtig gegenüber den Professoren! Sie waren in dieser knapp umzirkelten Kleinwelt allwissende, allmächtige Götter, jeder ein Zeus, vor dessen umdüstertem Brauenwinkel der Olymp erschauert, wann er die un-nachtete Aegis schüttelt und stürmische Wetter erregend kündigt: „was jeglichem schafft sein Beginnen, Mühlsal er trag' oder Heil!“ Im Bewußtsein solcher allumfassenden Größe liebten sie es, auf allerlei hochigen Stedenpferden die hohe Schule zu reiten. So unser Philologieprofessor, groß und schiefgebaut wie der Turm von Pisa, der sich in einem fanatischen Götzendienst des Virgil völlig verausgaltete. „Dieser unsterbliche Dichter wird als das Seelenhafteste, was von der Römervelt übrigblieb, durch alle Jahrtausende diesen Bergen, Wäldern und Fluren Begeisterung verleihen,“ pflegte er mit Gregorovius zu sagen und mit ihm die Aeneide über die Iliade zu stellen: „Welches Gemälde, so episch und groß, wie nur jenes am Stamander sein kann, oder wahrscheinlich erhabener!“ Eigentlich lebte er beständig im Lande der römischen Troja, und deren Gestalten schritten ihm unentwegt zur Seite. Wenn er unter die Leute der Jetztzeit geriet, sah man ihm das Heimweh nach dem lateinischen Strande an: in seinem Gesicht spiegelte sich etwas ab, das von einer anderen Welt war. Er war ein guter Mensch, aber er konnte uns widerhaarige „Lateinbesessene“ selbst im Bösen zwingen, den Zauber melodischer Virgilverse mitzufühlen, ja ihn durch Auswendiglernen zur Reize auszulösen, „auf daß jeder“ — seiner Anweisung gemäß — „gleichsam die schönsten Blumen daraus ständig mit sich im Knopfloch trage“. Und eine jener schönen Blumen, vielleicht die aller schönste, duftete da plötzlich in der dumpfen Gebirgshütte vor mir auf: Camilla, die schöne Fürstin des Völklerlandes, die über grüne Gefilde waffenraffend heransprengt — ein Bild, wie es kein Dichter der Vergangenheit oder der Gegenwart hätte reizender malen können:

Dieser geistliche noch aus völklichem Stamme Camilla,
 Führend der Reifigen Zug und mit Erz umfunktete Haufen,
 Streiterin sie! Nicht waren an Spindel und Storb der Minerva
 Ihr die weiblichen Hände gewöhnt; ~~Art~~ wußte die Jungfrau
 Kampf zu bestehen und im Lauf voranzurennen den Winden.
 Selbst auf dem oberen Grün der kaum nur berührten Saatlur
 Flöge sie, ohne im Laufe die kindliche Wehre zu tranken;
 Selbst durch offenes Meer leicht hin auf schwellender Woge
 Schwebte sie, und ungeneht durchheißt ihr die Sohle der Meerbahn.
 Ihr nun strömet daher aus Gefild und Wohnung die Jugend,
 Ihr der bewundernden Mutter Gewühl, und die wandelnde schaut man
 Mit hingassendem Anitz erstaunt: wie königlich Purpur
 Ihr die Glätte der Schulter umstrahlt; wie die Schnalle das Haupthaar
 Hell durchwindet mit Gold; wie sie selbst den heischen Köcher
 Trägt und die ländliche Myrte mit scharf vorblintendem Stachel.

Aber diese eine wunderschöne Blume verlangte zur Abrundung eines Sträußleins noch anderer, und die Erinnerung zog sie denn auch nach und nach an Stengeln und Wurzeln aus verstaubten Tiefen herauf. Was die Hand davon festhalten konnte, blühte wieder auf im Goldschein der Jugendzeit. Es ist eine Geschichte von entzückender und erschreckender Schönheit, die durch die Einsamkeit der Gebirgshütte in kriegerischen Wandelbildern an mir vorüberflirrte und in die träumerische Dämmerung verschwebte, während die Regentropfen wie Tränen an den Scheiben sachte niederrieselten. Denn Virgils Geschichte von der Heerführerin der Völkler ist nicht allein schön, sondern auch herzrührend, zumal ihr Anfang und ihr Ende.

Ein Aufstand vertrieb den Völklerkönig Metabus aus Privernum. Den Speer in der Faust und sein Kindlein Camilla an der Brust, entfloh er über langansteigende Waldböden, umraffelt von

feindlichen Geschossen. Da verlegte ihm der Fluß Anasenus den Reitungsweg; aus geborstenen Gewitterwolken angeschwellt, wogte er schäumend zum Rande. Der Völklerfürst schwämme so gerne hinüber; denn schon dampfte das Uferland auf vom Staube herandrängender Verfolger. Aber ihn hemmte die Furcht für die traueste Bürde, für sein liebes Kindlein. Da packte er in jähem Entschließen den knotigen Wurfspeer aus geglühtem Kernholz und band um dessen Mitte das Mägglein, eingehegt in die wüßende Rinde des Korkebaumes. Während die nervige Hand das lastvolle Geschöß aufschwang, schrie seine Angst himmelan, das Kindlein der Diana weihend, auf daß sie es rette. Und mit angestrenghem Arme den Schaft umdrehend, schnellte er, ihn den unsicheren Lüften vertrauend. Dumpf rauschte das Gewoge, und über das wilde Geström flog sturmschnellen Fluges die kleine Camilla am tausenden Speer. Hinter ihr durchschwamm Metabus das Toben des Gewässers. Drüben riß er mit bebenden Fingern das Geschöß aus dem Rufen — das Kindlein lebte, es lächelte, es strahlte mit Wangen, Lippen und Augen, wie eben nur ein Weihgeschenk der Himmlischen dies kann. Den Geächteten nahm niemand in sein Haus, auch hätte der stolze Mann aus Starrsinn nie hiezu die Hand geboten. Nur, wo der Berghirt einsam weidet, verkehrte er. Wo im Dickicht schwarzer Steineichen ein ausgespartes Moosbettehen grünte, umbuscht von Stachelranten, umschreckt von Raubgetier, dort lagerte er sein trautes Kindlein, gab ihm eine Stute zur Amme, ihre Milch in seine rosigen Lippen einmellend. Kaum daß die Kleine unsichere Spuren der noch wankenden Füßchen in den Waldboden prägte, beschwerte er ihr Händchen mit einem Speer und behängte die Schulter mit Bogen und Pfeilen. Aus winzigen Fingern entschleunete sie Kindergeschöße oder schwang, die ganze Kraft des kleinen Leibes daran wendend, die Schleuder um den Kopf. Gebogel aus der Luft niederzuholen. Statt der Goldzier im Haar überdachten ihr Köpfchen Schiund und Baden eines Tigers mit weiß vorstarrenden Zähnen, statt langer Gewänder umhüllte sie dessen hinabwallendes Fell.

Wie das pugige streitbare Kindlein in solchen Waldeinsamkeiten zur militanten Frauenrechtlerin herangewachsen, wie es schließlich die Fürstin des Volkes geworden ist, das ihren Vater und sie wie Wildtiere gehezt hatte, verschweigt Virgil, um nicht durch Kleinmalerei eine Episodenfigur allzudeutlich in den Vordergrund zu rücken. Aber alles das las unser Turm von Pisa zwischen den Zeilen und vom Rande der Dichtung heraus und wühlte in uns eine unbändige Sehnsucht nach wildem Umherstreifen auf. In seiner Gegenwartentrücktheit merkte er gar nicht, wie wir auf den besten Schulbänken zuckten, rutschten, aufschnellten, weil wir mit Camilla jagend schon durch Bergeindöden oder Gesümpf dahin schweiften, wenn die goldenthronende Götze sie mit jungem Morgenrot bestreute, und uns erst von den Sternen den Heimweg durch die Nacht weisen ließen. Es kamen Tage, da Pflüger und Wanderer zum umwölbenden Obdach flüchteten, da Stürme mit Donnergewölk umgürtet einherzogen, saatenverwüstende Bergströme niederrollten, Felsblöcke dem Gebirge enttaumelten — aber unentwegt zog Camilla durch ihr Jagdgebiet. Oder es begann oben Zeus zu reden, worauf rings um ihn alle Unsterblichen ehrfurchtsig lauschten, der Aether schwieg, die Zephyre ihre Fittige falteten, die Erde still aufhorchte und das Meer regungslos wartete. Aber selbst in diese heilige Weltstille wagte sich doch noch ein leises Knistern vor: das war die Jägerin Camilla, das war ihr Fuß, der über die Waldstreu huschte. So war sie mutiger, tapferer, beherzter geworden als die Männer und in ihrer tannenschlanken Jungfräulichkeit schöner als die Weiber. Nicht wie diese auf Gegenseitigkeit, sondern zeitlebens auf sich allein angewiesen, hatte sie sich selber zu helfen und, der vereinsamten Löwin gleich, lernen müssen, ihren Körper biegsam wie aus Stahl zum Sprung zu spannen, schmiegsam wie aus Samt zum Anschleichen zu dehnen. Von Berg und Tal strömten sie herbei und warben um die Unergleichliche. Sie hatten Diana nie geschaut; aber so mußte sie wohl aussehen, dachten sie, wie diese Jungfrau mit dem schlanken Hals, der sich aus dem wundervollen Nackenansatz empor-schwang, mit der feinen Bildung des geschmeidigen Rückens, mit dem das Gewand herb abdrängenden Busen, mit dem edlen Linienspiel der Glieder. Wenn sie jedoch das mondhaft kalte Leuchten ihres Antlitzes sahen, die eiskalten leuchten Augen, die wie aus einer Ueberwelt auf sie herabblähten, die rosigen Nasenflüge, die sich, wie Dpferrauch witternd, blähten, dann schien sie ihnen Diana selbst

zu sein, die sich in einer himmlischen Laune zu ihnen herabgelassen hatte, und der sie dienen mußten, bis sie wieder ihren Augen vorüberschlüpfend, sich mit Nebel decken oder in Schatten einhüllen würde. Wagte der Tollkühnsten einer seine Werbung in liebebeisenden Worten zu stammeln, starrte sie ihn forschend an, ob er trunken oder wahnsinnig sei. Wortlos wandte sie sich ab, drohend klirrte dabei auf ihrer Schulter der Köcher. Davon kam es, daß alle die herzbellemmenden Mythen von ihrer Schutzgöttin auch ihr selbst wie ein Schatten nachglitten, Mythen vom Säusen erbarmungsloser Pfeile, von vergeblichem Flehen und wildem Sehnen, von bitterem Leiden und Sterben.

Hier knüpft Virgil den abgerissenen Faden seiner Camilla-Biographie wieder an. Aeneas landet an der lateinischen Küste. Der König Latinus empfängt den trojanischen Flüchtling gastlich und gelobt ihm seine Tochter Lavinia zur Ehe, obwohl sie bereits dem Rutulerkönig Turnus versprochen war. Ergrimmt wappnet dieser sein Volk zum Nachkampf, befreundete Fürsten schließen sich ihm an, andererseits gewinnt Aeneas stammverwandte Völker zu Bundesgenossen. Da hallt mitschallendes Schlachtgeschrei himmelan, weit walt die Saat empor von gezückten Schwertern, des Erzes Blut, von der Sonne gereizt, schnellt den Schimmer zum Gewölk: wie die Meerflut bei Sturmbeginn erst nur schäumend erzittert, dann höhere Wogen aufwölzt, bis sie aus Abgrundtiefen zum Aether emporrauscht. Auf einmal schmettert es fernher aus gellendem Erz der Trompeten, die Erde erbebt von heranrasenden Hüfen, aus der Staubwolke stürmt es hervor auf feuerjahnubendende Rossie — Camilla, die Fürstin der Volcker. Wie ein Wirbelwind faßt sie an, wie ein Wirbelwind reißt sie erzumstrahlte Geschwader mit sich, ihr Befehlshaber im Kampf, ihre Heeresspitze. Ihre Linde greift in die Mähnen, die um Hals und Bug des Pferdes fliegen — jählings hält es inmitten seines Wettlaufes mit den Winden. Camilla springt herab und steht vor Turnus, von der Strahlensut der Sonne umspült, eine unirdische Lichtgestalt, fast furchterwocend. Ruhig, ein atmendes Erzbildnis, wertet sie mit weisenden Augen den Mann, regungslos, wie erzgeprägt, schattet sich ihr edler Umriß in das Sonnengold. Sie hat ihm ihr Heer zu Hilfe geführt; aber die Zumutung, es seinem Oberbefehl und sich so selber einem Manne flüchtig zu unterordnen, wäre ihr als Wahnsinn erschienen. Und ohne weiteres, als sei das Weib vor allen den sterblichen Männern eigens dazu von den Unsterblichen auserlesen, und als habe man bloß auf sie gewartet, ergreift sie die Heerführung, entwirft den Schlachtplan, weist Posten und Aufgäben an, auch ihm, der doch der gebietende Heeresführer ist, dem Rutulerkönig Turnus. Ihre unerbittlich strengen Augen haben es ihm schon abgesehen, wie sie ihn am besten verwenden kann, und die unerbittlich strengen Lippen künden es ihm:

Turnus, wosern sich selber die Tapferkeit billig vertrauet,

Wag' ich und will angreifen das Aeneabengeschwader.

Und standhalten allein der tyrrhenischen Reihigen Angriff.

Mich laß erst mit dem Arm die Gefahr versuchen des Krieges:

Du keh' hier an den Mauern zu Fuß und behaupte die Festung!

Der niederzwingenden Persönlichkeit sich beugend, gesellt ihr Turnus Reiterei und Fußvolk, und ruft diesem Wunder von weiblichem Selbstvertrauen zu: „Du walte der Führung!“ Ihr stolzes Haupt, das sich bloß neigte, um wortlos zu gebieten, nickte. Aber dies kurze Nicken genügte, daß die erzumblitzten Ordnungen jubelnd aufbrausten und hinter ihr in langem Zuge dahinstreiften: wie am Himmel entseflet ein fliegender Stern mit weißem Aufschlammhinfährt und hell nachzieht den ungeheuren Haarschweif. Immer die Fürstin voran, durchbrachen sie die Schlacht, wo die Geschosse am dichtesten herzuuckten wie Flocken des Schnees, daß sich der Himmel umschoberte. Laut über das Blachfeld donnerte Camillas Streiftrif, stampfte blutigen Tau und dehnte sich fliegenden Laufes über die Männer hinsprengend, die ihre Speere und Pfeile durch die Gefilde verstreut hatten. Dann wieder raffte unermüdet ihr Arm die Streittrif oder streckte weifin in ausholender Hand die Lanze. „Heut' ist gekommen der Tag, der euch mit weiblichen Waffen Worte vergalt!“ ruft sie einem riesenhaften Mann zu, den ihr Wurfpfeil niedergeschmettert hatte. „Doch melde den Manen dies nicht eitle Lob: Du sankst vom Geifhof der Camilla!“ — Einer, der plötzlich entseft die furchtbare Jungfrau gegen sich anstürmen sah, rief sie, Trug sinnend, zum Fußkampf auf. Raum war Camilla von ihrem Ross gesprungen, als der Arglistige sich davonstahl und mit gestählter Ferse sein Pferd bis zur Ermattung antrieb. Da lief Camilla mit windeinholenden Füßen seinem Renner voraus, griff ihm in die Bügel, und strafte den windigen Frevler mit blutiger Rache.

Einen gibt es, der nicht wie die anderen aus droffelnber Angst der schrecklichen Kampfungfrau ausweicht, sondern, um sie ungestörter belauern und den Augenblick für einen trefflicheren Todespfeil erpähnen zu können. So kann nur die entseflete Wildheit des Hasses ein Opfer umschleichen. Weshalb haßt Aeneas die Volckerfürstin? Virgil sagt nichts darüber. Wozu auch? Wir phantasiebeschwingten Struwellköpfe mußten es phnedies: es war verführte Liebe. Wir waren Fachmänner: wir hatten die Liebe aus dem IV. Buch der Aeneide und seiner Didotragödie kennen gelernt, wir hatten nicht umsonst die Be-

kanntschaft von Göttinnen, Nymphen und anderen Damen des Altertums gemacht, von Heldinnen romantischer Erzählungen des Mittelalters, von Cousinen und sonstigen Banauentöchtern der Gegenwart. Wir kannten „das Weib“, wenn auch zunächst nur von weitem, wir hatten unumstößliche Ansichten von der „herznagenden Leidenschaft der Liebe“, wenn sie auch in uns vorderhand bloß eine theoretische Existenz fristete. Die Psyche dieses kazenartigen Arrans lag also vor unseren Expertenblicken entschleiert da: es war verführte Liebe, die in unstillbaren Haß umgesprungen war, sich in begeisterte Schmähungen ergoß und in rasende Mordgier. Wenn er sie nach Art heutebeschleichernder Raubtiere umkreiste und zusammengekanert feruher mit wildem Augenblinzen sie anstarrte, dachte er wohl daran, wie dies grausam kalte schöne Antlitz aussehen müßte, wenn es in Liebe erglühte, wenn die strengen, todblindenden Lippen ein zärtliches Lächeln umspielen würde. Bloß darüber wurde debattiert, was unsereiner täte, wenn ihn Camilla mit einem Korbe heimgeschickt hätte — zunächst über den passendsten Selbstmord: Vergiften mit Zündhölzchen, Ertricken, Ertränken, Hinrichten an Schwindsucht oder gebrochenem Herzen. Ein Diebstahl wollte überhaupt nicht nachgeben, sondern zählebig immer wieder bei der Camilla anklopfen. Nur einen ließ die Sache kalt, wie alles, was nicht mit etwas Eshbarem zusammenhing — „Wenn nicht — denn nicht! Es gibt noch andere!“ sprach er gelassen. Unter den „anderen“ vermeinte er immer nur „eine“, die riesige Lästrogonekönigin, die ihren Gemahl schlennigst „zum scheußlichen Fraß“ herbeirief, als sie die Kundschafter des Odysseus erblickte, wonach er auch gleich einen von ihnen zum Frühmahl auftraß. Das war sein Zukunftstraum von einer glückseligen Liebe, Ehe und Häuslichkeit.

Virgil berichtet weiter, wie sich auf einmal von dem Schlachtgewühl etwas schimmerndes ausschied und im Glanzwurf strahlenden Goldes näherrückte. Goldgeschirrt war das Ross, golden blinkte Helm und Gewaffen des Reiters. Aber dunkel umkreiste das goldene Gleif des Helmes ein Laubkranz, das heilige Grün der Priesterbinde. Denn der waffenstarrende Krieger Choreus war zugleich Priester der Cybele und ihr Sproß. Da er mit Camilla zusammenstieß, wandte er die Bügel. Sie aber setzte ihm nach, in Weiberart entbrannt nach Schmutz und prangender Beute, um das eroberte Gold entweder als Weihgeschenk an Tempel zu heften, oder auch selbst damit geziert zur Jagd zu gehen.

Bei dieser Stelle schäumten wir grünen Jungen über in siedendem Zorn gegen den Dichter, der dieser großen Frauengestalt so kleinliche Motive unterschob. Selbst unser schiefes Turm von Pisa begann davon bedenklich zu wackeln wie von einem inneren Erdbeben, aber die Ehrfurcht vor seinem Gözen rückte ihn wieder zurecht, so daß er nicht einmal knisterte. „An Tempel heften?“ Wochten die beherztesten Helden die Götter um Ruhm und Sieg anflehen, Camilla ist zu stolz, durch Opfer oder Bitten zu erpressen, was sie sich selber schaffen kann. Nicht einmal ihrer Schutzgöttin Diana hat sie sich anschließen wollen, so daß diese klagt: „O, hätte sie doch nie entflammt jener Krieg, sie wäre mir lieb gewesen und meiner Gespielinnen eine!“ — „Oder um selbst damit geziert zur Jagd zu gehen?“ Sie, die Fürstin, besitzt wohl des Schmutzes zur Uebergenüge. Und was soll er ihr auch? Andere Frauen damit überglänzen? Sie ist ja die erste, die schönste, die herrlichste. Oder die Männer damit zu blenden? Sie, die Unnahbare, mit nie wankender Treue einzig der jungfräulichen Göttin in keuscher Zucht ergeben? Als bereits bewährte Spezialisten in Herzenssachen enträtselten wir das tiefgründige Geheimnis natürlich wieder spielend: nicht die kleinliche weibliche Schwäche für Schmutz trieb Camilla, sondern selbstverständlich die schönste Schwäche des Weibes — die Liebe. Wie denn auch nicht? Der Sproß der großen Erzeugerin der Götter, welche gezügelte Löwengespanne lenkt, konnte doch nur ein Mann von göttlicher Schönheit und löwenhafter Stärke sein, unwittert vom geheimnisvollen, schwülen Hauch des Cybeledienstes, gehöhnt durch die Würde des Priesters, heldenhafter als alle, da er, ein Priester und fast ein Gott, sich solcher Höhe begeben hatte, um als Krieger zu fechten. Da er die Jungfrau erschaute, rollte er den Blick um ihren Wuchs und umspähte sie mit lechzenden Augen. Aus deren Tiefe glomm es auf und leckte flackernd hervor. Ein Funken sprang in Camillas Augen herüber, die nach rechts und links auswichen und sich zuletzt unter die taumelnden Lider retteten. Doch auch diese durchzügelte der Feuerstrahl, und schon verspürte sie die Brandwunde durch das Gewand, durch die Haut, an Wangen und Lippen, an Hals und Brust. Erblassend vor der unverstandenen Gewalt der Natur, hielt sie regungslos. Seinen Mund umspielte ein befriedigtes Lächeln, zärtlich und grausam. Plötzlich sprengte er davon, halb zurückgewendet, mit einem umklammernden, ziehenden Blick. Sie tastete wie im Dunkel nach dem Bügel und folgte. Es geschah ohne ihren Willen. Geistesabwesend behielt sie ihn gleichwohl im Auge, von einer rätselhaften Triebkraft gelenkt, wie das Eisen zum Magnete muß. Jegliches Hemmnis mähte ihr Stahl nieder. Da endlich schien sie das Klirren der goldenen Roskettlein zu vernehmen.

und sie trieb ihren Kenner, sein Letztes herzugeben. Wie sie so überhell, gleichsam in Licht gewandet, durch das dunkle Gewoge der Streiter schwamm, daß es von dem weißen Schimmer durchschnitten auseinanderrann, lief unentwegt hinter der Lichtgestalt ein düsterer Schatten. Er duckte sich, verschwand wie aufgeschlürft, tauchte jäh hervor, sprang in das Gewimmel, das ihn hinwegjagte. Es war Aruns. Endlich schien ihm ein gefälliges Schicksal Camilla in den Weg zu werfen, als sie auf einen freien Plan geriet und den Geschossen von allen Seiten preisgegeben war. Jedoch noch in diesem Augenblick mußte er sich, innerlich knirschend, vor der Größe des heldenhaften Weibes furchtschau neigen: denn er wagte sich allein nicht an sie, er rief Apollo zu Hilfe. Dann biß er die Zähne zusammen und entschnellte den Speer. Camilla hörte nicht das Geschwirr, sie merkte nicht, wie der Luftzug sich mit grauem Verderben herantastete, sie sah nicht den Urquell dunkler Qualen höherer fliegen. Ein sacher Laut, wie wenn weicher Samt aufgeschlittet wird, und das Geschloß wühlte sich in den Lilienbusen, im Erguß des jungfräulichen Blutes sich berauschend. Sie will den Spieß herausziehen, doch er haftet zu tief und zu fest. Im Antlitz verblüht die Röte, wellend sinkt der Hals auf die Schultern, wie die Blume, von der schneidenden Pflugchar gefaßt, matt hinschmachtet: nicht mehr nährt sie die Erde mütterlich, und doch ist noch nicht alle ihre Schönheit verflogen. Weitaufgetan schauen die zitternden Augen in unabsehbare Fernen nach etwas unfassbar Großem und unerträglich Strahlendem, bis alles ringsum hinter niederwallenden Schleiern verdämmert. Aber noch in dem furchtbaren Augenblick, da die Parzen ihr den äußersten Faden herabspinnen, bleibt sie der Heerführer und flüstert, der übernommenen Lenkung eingedenk, ihrer Vertrauten zu: „Nur so weit reicht mein Tun! Die bittere Wunde stiehlt mir die Kraft, und geschwärzt wird ringsum alles vom Dunkel. So eile und künde dem Turnus die Abschiedsworte: an ihm ist es jetzt, den Kampf zu tragen und die Stadt zu schützen!“ Haltlos entflatterten die Zügel, das schöne Haupt, der Herrliche Nacken neigten sich, spannungslos glitten die Gelenke zur Erde, und mit Seufzern entwich das veratmende Leben zu den Schatten. Diana aber hatte die holdselige Opis, eine aus ihrer heiligen Nymphen-schar, als Wächterin bestellt für ihren Liebling Camilla. Da rauschte Opis herab, und schwarzwolfiger Südwind trug sie umhüllend ins Land der Latiner. Als sie von lustigem Berggrat Camilla fassen, und Aruns geschwollen von Siegesdünkel in Waffen glänzen sah, stieg ihr Zorn in Flammen, und erbittert ließ sie einen geflügelten Pfeil gegen ihn schwirren. Gleichzeitig mit dem hellansausenden Luftzug fühlte er auch schon den heißenden Stahl im Leibe. Auf-röchelnd sank er in den Fremdlingsstaub des Gefildes. Opis aber enteilt zu Diana, die gelobt hatte, ihren toten Schützling zur Bestattung in die heimliche Scholle zu entführen. Virgil hat unterlassen zu erzählen, wie sie ihr heiliges Gelübde erfüllte. Dafür geriet die schiefe Architektur unseres Professors in ein sanftes Schwingen, und er begann bei hellstem Schultag vom Mondschein zu schwärmen, von einem Mondschein der Antike, der ganz anders und unvergleichlich großartiger war, als der abgenützte der Jetztzeit: schon flieht der Tag vom Himmel, aufwärts drängt die Dämmerung. Ueber das Schlachtfeld hin beginnt heimlich die braunbeschwingte Nacht zu wandeln, Arm in Arm mit schwermütigem Schweigen. Jetzt fährt in silbergleichendem Wagen die Mondgöttin Diana die Himmelsbahn entlang. Unbeweglich lag die tote Camilla, nicht ein Fältchen ihres Gewandes, nicht ein Lächeln kräufelt sich in der schaurigen Mitternachtstille. Ganz mit einem Strahlenkranz umrahmt die segnende Göttin das holde Frauenbildnis, küßt abschiednehmend die bleiche Stirn, und breitete, rings sie umschließend, einen Schleier von bläulichem Silberlicht. Auf einmal quoll es vom Erdrande dunkelgeballt hervor, das hohle Gewöl, darin Diana ihren Liebling heimzubringen gedachte. Schaurigschwarz wie ein Totenschiff schwamm es heran, und dann an der Mondscheibe vorbei mit plötzlich grell aufleuchtenden Segeln. Hoch über schlafversunkene Waldgebirge fuhr es dahin, bis es völlig in die silberne Lichtflut des Mondhimmels hineintauchte, wohin kein sterbliches Auge dem Gang der Unsterblichen mehr zu folgen vermag.

Theater und Kunst.

— Im Carl-Theater findet heute Sonntag die letzte Aufführung in dieser Saison statt; es gelangt die Operette „Die Kinokönigin“ von Jean Gilbert zur Aufführung.

— Das Fräulein Theater eröffnet seine diesjährige Spielzeit, die achte unter der Direktion Richter-Roland, Samstag den 1. August 1914 mit der 50. Wiederholung des Einakterzyklus „Die Geheimnisse eines Divans vor und nach Mitternacht“.

— Cosima Wagner sollte nach kürzlich durch die Blätter gegangenen Nachrichten wieder lebend sein, und zwar in dem Maße, daß die bekannten Wahnsinn-Empfänge nicht mehr stattfinden könnten. Es hieß, der Schwiegersohn, Houston St. Chamberlain, werde in seiner Villa die zum Empfang eingeladenen Besucher begrüßen. Nach einer neueren, von berufener Seite kommenden Mitteilung waren diese Nachrichten völlig aus der Luft gegriffen. Cosima Wagner ist gesund wie selten in letzter Zeit, und die erste Gastsoiree hat bereits vorige Woche in Wahnsinn stattgefunden; am 24. Juli, am ersten sog. Aufsatze der Festspiele, soll die zweite sein.

— Die Bedekind-Spende wurde — wie aus München gemeldet wird — am Vorabend des 50. Geburtstages dem Dichter zur freiwilligen Verfügung überreicht. Die Spende beläuft sich auf 6433 Mark. Bedekind hat sie auf eine Art verwendet, die ihm zur Ehre gereicht. Er hat die Summe in sechs Teile geteilt und je 1000 Mark dem Lyriker Georg Busse-Palma, der krank in einer Verdenheilanstalt liegt, Hans v. Gumpenbergs in München, der kürzlich in einer kleinen Schrift die Geschichte seiner ewigen Verkanntheit erzählt hat, Arno Holz-Berlin, Peter Altenberg-Wien, dem fast verschollenen Lyriker Franz Ewers und Paul Scheerbarth-Berlin gestiftet. In einem Begleitbrief bittet Bedekind um Annahme der Ehrenspende, die ihm von hochherzigen Freunden deutscher Dichtung gestiftet sei. Er selbst wolle nur damit auf das reiche Lebenswerk der anderen von ihm Bedachten hinweisen.

— Wie man aus Preußisch-Märburg meldet, ist in der dortigen Universitätsklinik der heftige Dichter Karl Engelhard an den Folgen einer Operation im Alter von 35 Jahren gestorben. Engelhard, der in Hanau gelebt hat, galt als einer der besten Balladendichter der neueren Zeit. Seine lyrischen und dramatischen Werke werden als Schöpfungen einer reinen, reichen und ersten Kunst bezeichnet.

— Aus Pisa wird berichtet: Die Ergebnisse der Prüfung, der in den vergangenen Tagen die Juralkommission die Fresken des 1330 G. 330 Li auf dem Camposanto zu Pisa unterworfen hat, sind entmutigend. Der Grund der langsamen, aber nicht aufzuhaltenden Fortschritte liegt in der Art des Bewerkes, auf welchem der Maler gemalt hat. Mit Feuchtigkeit durchdrungen, löst sich der Mörtel allmählich auf und die Farbe der Malereien zerfällt. Die Versuche, dem Mörtel wieder Festigkeit zu geben, sind gänzlich gescheitert, und nicht viel mehr hat sich bei dem anderen Versuch ergeben, die Fresken auf ein Metallnetz zu transportieren. Ein Stück des Lebens Joses, bei welchem dieses angewendet wurde, zeigt, wie die Farbe gänzlich verblüht ist. Nun ist Luigi Savenghi, dem verdienten Restaurator des Abendmahls von Leonardo in Mailand, der Auftrag gegeben worden, einen neuen Versuch zu machen.

— Die Sammlungen des Berliner Kunstgewerbmuseums haben jetzt eine Reihe hervorragender Kunstwerke unter ihren Neuaufkäufen zu verzeichnen. Ein Erzeugnis der Berliner Eisen-gießerei, die nach den Freiheitskriegen eine kurze, verdienstliche Tätigkeit entfaltete, ist eine Statuette Gneisenaus. In die Porzellan-sammlungen kamen zwei Werke des Hauptmeisters der Höpfer-Manufaktur F. B. Melchior. Es sind um 1770 entstandene Tonmodelle für Porzellanfiguren. Einem der hervorragendsten Glasmaler der deutschen Renaissance, dem Landshuter Meister Hans Wertinger, wird eine neuangekaupte Waffenscheibe zugeschrieben.

Theater-Repertoires.

(Carl-Theater.) Sonntag den 26. Juli: „Die Kinokönigin“.
(Kunsttheater.) Sonntag den 26. Juli, 5 Uhr nachmittags: „Heirat auf Probe“. — Von Sonntag den 26. Juli bis inklusive Samstag den 1. August, Abends 9 Uhr, Gastspiel Konstanze v. Linden: „Die kleine Gefälligkeit“. „Villy sucht ein Engagement“. „Die Dame ohne Beruf“. „Nur platonisch“. — Sonntag den 27. 5 Uhr nachmittags: „Heirat auf Probe“. Abends 9 Uhr: Gastspiel Konstanze v. Linden: „Die kleine Gefälligkeit“. „Villy sucht ein Engagement“. „Die Dame ohne Beruf“. „Nur platonisch“.

Kunst-Salon HIRSCHLER Kunst-
Salon HIRSCHLER auktionen

Gerichtl. beid. Schätzmeister und Sachverständ., I., Plankengasse 7^a

Elegante Damenhüte

jetzt zu halben Preisen bietet

Damenhutfabrik Siegfried Ornstein, VI., Theobaldgasse 13. 43719

August Ungethüm Vornehme Wohnungs-
Ausstattungen
Wien, V., Obere Amtshausgasse 27.
45034

KAUFHÄUSER A. HERZMANSKY

Wien, VII., Mariahilferstraße 26 u. Stieftgasse 1, 3, 5, 7. 41072

Sommer - Okkasions - Verkauf
in allen Abteilungen.

Copyright 1913 by Greiner & Co., Berlin W. 30.

Die Adoptivtochter

Originalroman von
H. Courths-Mahler.

(18. Fortsetzung.)

Aber sie beobachtete auch Herbert. Und als Britta auf allgemeinen Wunsch sang, da sah sie, daß Herbert seine Augen selbstvergessen auf Brittas Gesicht ruhen ließ. Und das freute sie unbewußt.

Nachdem Brittas Vortrag zu Ende war, begaben sich die Gäste zu dem im Spielsaale aufgestellten Buffet. Die Herren versorgten die Damen zuerst mit Speise und Trank, ehe sie an sich selbst dachten. Man ließ sich zwanglos an kleinen Tischen nieder. Frau Claudine rief Britta an ihre Seite. Sie saß mit Frau Dr. Frensen und Herbert zusammen.

Als Theo sah, daß Britta sich dort niederließ, steuerte er mit seinem Teller ebenfalls auf diesen Tisch los und bat mit seinem wirksamsten Lächeln, Platz nehmen zu dürfen.

In Herberts Gesicht verriet kein Zucken, daß ihm das unangenehm war. Frau Steinbrecht ließ sich das Mißbehagen, das sie jetzt an Theos Gesellschaft empfand, ebenfalls nicht anmerken.

Am Nebentische saß Frau Michels mit ihrem alltlichen Gatten in Gesellschaft des Habermanns und der Haberfrau. Die letztere beugte sich zu Frau Michels hinüber, so daß sie mit ihrer spitzen Nase deren Gesicht fast berührte.

„Finden Sie nicht, daß unsere Wirtin sehr viel Wesens macht mit ihrer neuen Gesellschafterin?“

Frau Michels warf einen scharfen Blick zu Theo hinüber, den dieser mit einem heimlichen Gruss erwiderte. Er wußte, daß man solch einen Flirt nicht von heute auf morgen abbrechen konnte, und er hütete sich, die schöne Frau mehr als nötig zu reizen. Die schöne Frau erwiderte nun auf die mißbilligenden Worte der Haberfrau:

„Das ist mir auch schon aufgefallen, und es ist mir umso unerklärlicher, als diese junge Mädchen nicht so bescheiden austritt, wie es ihrer Stellung zutritt.“

„Finden Sie sie schön,“ fragte die Haberfrau weiter. „Ich hörte vorhin, wie einige der jungen Herren von ihrer Schönheit schwärmten.“

„Geschmacksache! Ich finde, sie hat ein unbedeutendes Gesicht.“

„Jedenfalls aber hat sie sehr schöne Augen.“ wagte Herr Michels zu bemerken.

Seine Gattin warf ihm einen zornigen Blick zu und er duckte sich unwillkürlich. Es war allgemein bekannt, daß er unter dem Pantoffel stand.

„Finden Sie?“ fragte die Haberfrau und blickte drohend auf ihren Mann.

Wolfram von Eschenbach führte soeben eine Portion Hummermahonnaise zum Munde. Dabei brummte er etwas Unverständliches vor sich hin.

„Wie meinst du, lieber Julius?“ fragte seine Gattin, ihn mit Blicken förmlich aufspießend.

Der „liebe Julius“ verschluckte sich vor Schreck und als er endlich die Mahonnaise glücklich seinem Magen einverleibt hatte, sagte er:

„Von Musik versteht sie nicht viel. Sie singt ganz ungeschult.“

Frau Michels nickte ihm freundlich zu.

„Das habe ich auch bemerkt, Herr Stadtrat.“

„Wie konnte Frau Steinbrecht nach den vorhergegangenen Vorträgen diese Dilettantin auffordern!“ sagte die Haberfrau und hoffte, Frau Michels würde nun auch etwas Anerkennendes über den Abendstern sagen. Die versäumte aber die Gelegenheit, sich bei der Haberfrau und ihrem lieben Julius in Gunst zu setzen, über einem erneuten Kreuzfeuer von Blicken mit Theo Frensen.

Die Strafe folgte auch gleich auf dem Fuße, indem die Haberfrau bissig jagte:

„Es ist doch sonderbar, daß sich die beiden Vettern Frensen ausgerechnet mit dieser Gesellschafterin an einen Tisch setzen. Als ob nicht genug andere junge Damen da wären! Der schöne Theo läßt sich doch kein „halbwegs hübsches“ Gesicht entgehen.“

So — da hatte sie es der schönen Frau Michels ordentlich gegeben. Und der Sieb sah, das verriet das jähe Rot, das in dem schönen, leidenschaftlichen Gesicht aufstieg.

Frau Michels kam fast um vor Wut und Eifersucht, und doch mußte sie sich zusammennehmen und Gleichmut heucheln, um nicht der bösen Zunge ihrer Tischnachbarin zum Opfer zu fallen.

Mit einem erzwungenen Lächeln sagte sie leichthin: „Glauben Sie wirklich, daß Leutnant Frensen so ein Don Juan ist?“

Die Haberfrau hob mit einem Blick gen Himmel die Hände. „Ich bitte Sie — Geschichten sind überall im Umlauf — Geschichten! — Aber Sie müssen ihn ja besser kennen als ich, er verkehrt ja viel in Ihrem Hause.“

Das war wieder ein Sieb.

„Was wollen Sie, liebe Frau Stadtrat, er ist ein lustiger Gesellschafter, und mein Mann lacht gern. Nicht wahr, Heinrich?“

Herr Heinrich Michels war zwar sehr erstaunt, zu hören, daß er gern lache, aber er beeilte sich, zuzustimmen, und seine Frau belohnte seinen Gehorsam mit einem süßen Lächeln und streichelte seine kleine, dicke Hand.

Britta ahnte nicht, in welcher Weise die beiden Damen am Nebentische sich mit ihr beschäftigten hatten. Sie saß bescheiden, aber ungezwungen an Frau Claudines Seite und sprach nur, wenn sie gefragt wurde. Aber Frau Claudine sowohl als auch Frau Doktor Frensen zogen sie immer wieder ins Gespräch. Auch Theo richtete zuweilen das Wort an sie. Jetzt tat er es in ganz korrekter Weise, und nur der Blick, den er, so oft er es unbemerkt tun konnte, tief in ihre Augen senkte, war ausdrücklich vertraulich.

Herbert Frensen sprach fast gar nicht mit Britta. Nur zuweilen zuckte es unmutig in seinem Gesichte, wenn er Theos Blicke auffing.

Britta glaubte aber, er sei stolz und es sei ihm unangenehm, daß sie mit am Tische saß. Wahrscheinlich war es ihm auch vorhin unangenehm gewesen, daß sich sein Vetter am Flügel mit der „Gesellschafterin“ beschäftigte hatte.

Trotzdem mußte sie immer wieder verstohlen in sein scharfgeschnittenes, raffiges Gesicht sehen. Die hohe Stirn über den ausdrucksvollen Augen, der markante Zug um Mund und Kinn, der von keinem Bart verdeckt war, und der gutgeschnittene Mund bildeten ein sympathisches Ganze. Und einmal traf sein Blick unvermutet mit dem ihren zusammen — da erschrad sie über das Ausleuchten der ernstesten, grauen Männeraugen und wagte nicht mehr, zu ihm hinüber zu sehen. Aber das Herz stopfte ihr stark — es war das erste Mal, daß ein Blick aus Männeraugen ihr Herzklopfen verursachte. Das erfüllte sie mit einem heimlichen Erschrecken; wie in unbewußter, stolzer Abwehr warf sie den Kopf zurück, als müsse sie sich gegen eine unbekannte Gefahr zur Wehr setzen.

Als die Gäste an diesem Abend das Haus verlassen hatten, legte Frau Claudine ihre Hand auf Brittas Arm.

„Sind Sie sehr müde, Fräulein Britta?“

„Nein, gnädige Frau, gar nicht.“

„Dann begleiten Sie mich noch in mein Zimmer und plaudern Sie noch ein wenig mit mir. Ich kann nicht gleich einschlafen, wenn ich viel Menschen um mich gehabt habe.“

Sie betraten Frau Steinbrechts Budoir, ein mäßig großes, behaglich und elegant eingerichtetes Zimmer.

Frau Stange brachte eben für ihre Herrin noch ein Glas Zitronenlimonade. Dieses Getränk nahm die alte Dame stets nach Gesellschaften zur Beruhigung ihrer Nerven zu sich.

Die Jose erschien in der Tür des Nebenzimmers und fragte, ob die gnädige Frau sich umzuliegen wünsche.

„Warten Sie, bitte, einige Minuten hier auf mich, Fräulein Britta, ich will nur ein bequemes Kleid anziehen,“ sagte Frau Claudine und verschwand mit der Jose.

Frau Stange fragte, ob Britta auch noch eine Erfrischung wünsche. Aber diese lehnte ab.

„Haben Sie sich gut amüsiert, heute abends, Fräuleinchen?“ fragte sie lächelnd.

Auch Britta lächelte.

„Ich habe eine Menge Menschen kennen gelernt, es waren mehrere sehr interessante darunter. Und Sie hatten so viel Mühe dabei, liebe Frau Stange, während ich wieder sträflich gefaulenzcht habe.“

„Nun, wenn ich so schön singen und Klavier spielen sollte und immerfort vorlesen und Briefe schreiben — das wäre wohl eine tollere Arbeit für mich als die, die ich zu verrichten gewohnt bin.“

In diesem Augenblicke kam Frau Claudine zurück. Lächelnd sagte sie zu der Haushälterin:

„Nun, mach, daß du zur Ruhe kommst, Stange, du mußt ja frühzeitig heraus.“

(Fortsetzung folgt.)